



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

Linde Katritzky

Satirische Erläuterungen

Rabeners und Lichtenbergs
Vorschläge zu einem deutschen Wörterbuch

Die Satire Gottlieb Wilhelm Rabeners (1714-1771) wird oft für zahm erachtet,¹ denn man vergleicht Rabener mit Swift, nur um ihm dann die beißende Schärfe und den unerschrockenen Mut des Engländers abzusprechen. Anders als Swift wurde Rabener jedoch durch keine Partei oder einflussreiche Gönner unterstützt. Während die Satire in England unter dem Oppositionskampf von zwei Parteien blühte, sodass dieses Genre im 18. Jahrhundert in England einen besonderen Höhepunkt erreichte, wurde in den autoritären deutschen Kleinstaaten Kritik am Staatswesen nicht geduldet und streng geahndet. Zwar sprach Swift in Deutschland vielen aus der Seele und erfreute sich großer Beliebtheit, zum Vorbild nahm man sich aber die didaktischen, moralischen Satiren Joseph Addisons, in denen es nicht um angriffslustiges Schockieren geht – Sengen und Brennen nennt Lichtenberg Swifts Methoden (D 610) –, sondern um Aufklärung und Belehrung in unterhaltsamer Form und um das Anprangern menschlicher Fehler und Schwächen in erheiternder Weise. An Addisons und Richard Steeles Zeitschriften, „Tatler“ (1709) und „Spectator“ (1711), schulten sich die deutschen moralischen Wochenschriften, zunächst Johann Matthesons „Vernünftler“ (1713-14), in Hamburg verlegt, und dann Johann Christoph Gottscheds „Vernünftige Tadlerinnen“, die sich zum Ziel setzten, Korruption in Sitten und Gebräuchen zu entlarven und durch Lächerlichmachen Besserung zu bewirken.²

Von 1741 bis 1744 erschienen dann monatlich die „Belustigungen des Verstandes und Witzes“, in denen Rabener seine ersten Schriften veröffentlichte, von welchen er sich aber absetzte wegen der Literaturfehden, in die sich der von Gottsched beeinflusste Herausgeber Schwabe hatte verwickeln lassen. Rabener publizierte dann in den „Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“ (1744-1748), nach ihrem Verlagsort bekannt als „Bremer Beiträge“. Unter ihren Mitarbeitern ragen Klopstock und Gellert heraus, und Rabeners Satiren erfreuten sich besonderer Beliebtheit. Ihre mehrschichtigen Bezüge sind meist so zeitgebunden und vorsichtig formuliert, dass sie oft als zu zahm und kleinbürgerlich empfunden wurden, insbesondere von späteren Generationen. Man fand die Themen bedauerlich banal, und Tronskaja folgert vom Gesichtspunkt des Klassenkampfes aus, dass Rabeners Satire insofern „eine sehr große erkenntnis-mäßige Bedeutung hatte“, weil sie „zur Entwicklung des gesellschaftlichen Bewußtseins beitrug“, indem sie „die antinationalen und amoralischen Züge des

deutschen Spießbürgertums aufdeckte“.³ Immerhin scheinen die Zeitgenossen die versteckten Hiebe und Anspielungen verstanden und genossen zu haben, denn Rabener fand beachtlichen Anklang, und was in den „Bremer Beiträgen“ erschien, wurde dann zwischen 1751 und 1755 in vier Bänden zusammengestellt, vielfach neu aufgelegt und prompt ins Französische, Englische, Dänische, Holländische und Schwedische übersetzt.

Wie Addison beschränkte sich Rabener auf unpolitische Beispiele aus dem gewöhnlichen Leben, und Addison ist er auch vergleichbar in der Kunst der ironischen Andeutung und der vorbildlichen Klarheit der Sprache: dies ein besonderes Verdienst zu einer Zeit, wo in der Oberschicht und den Kulturkreisen noch Französisch dominierte. Wie Addison entstammte auch Rabener dem gebildeten Mittelstand, genoss die bestmögliche Ausbildung und stieg als musterhafter Verwaltungsbeamter im Staatsdienst zu geachteter Stellung auf. Er war in Leipzig tätig und in Dresden, wo Kurfürst August II. von Sachsen, ab 1697 auch König von Polen, die glanzvollste und verschwenderischste Hofhaltung Deutschlands unterhielt und mit wachsamer Strenge jede Kritik unterdrückte. Seinen Zunamen „der Starke“ verdankte der Herrscher ursprünglich den etwa dreihundert unehelichen Kindern, die man ihm zuschrieb, doch nachdem dies allmählich in Vergessenheit geriet, stattete ihn der Volksglaube mit außergewöhnlichen Kräften aus – ein treffendes Beispiel dafür, dass Satire nur allzu leicht missverstanden werden kann, wenn die Bedingungen, aus denen sie erwächst, aus dem öffentlichen Blickfeld verschwinden.

Unter August II. dominierte der Hof das Leben in Dresden, und entsprechend dienten die Künste, die er in reichstem Maße förderte, ganz seiner Selbstverherrlichung. Seine Künstler kamen entweder aus dem Ausland oder waren von dort beeinflusst, und doch entwickelte sich gerade durch die Verschwendungssucht Augusts und seine Begierde, unedles Metall in Gold zu verwandeln, die europäische Porzellanmanufaktur, der außerordentliche Beitrag Deutschlands zur Rokoko-Kultur. Unter seiner Regierung und der seines unmittelbaren Nachfolgers erreichte die Porzellankunst einen unübertroffenen Höhepunkt im Dienst üppiger Festgestaltung und der Vorspiegelung idealer Lebensbedingungen. Trotzdem gelang es Johann Joachim Kändler, dem ersten und genialsten Meister der neuen Kunst, der heiteren Oberfläche einen satirischen Ton einzufügen mit seiner 1753 geschaffenen „Affenkapelle“.

Das 21 Figuren starke Orchester kann als spaßhafter, dem sorglosen Hofgeist entsprechender Scherz aufgefasst werden, als harmlose Verulkung der Hofmusikanten. Betrachten bleibt es jedoch vorbehalten, etwa in dem Dirigenten kleine und große Despoten aller Art, ja sogar das Staatsoberhaupt selbst zu erkennen und daraus persönlichen Schlüsse zu ziehen. Jedenfalls zeugen die Beliebtheit der Gruppe und ihre häufige Nachahmung durch andere Manufakturen von starker und verstehender Resonanz im Publikum. Wohlweislich schwieg sich Kändler über etwaige Vorbilder und Anregungen aus, doch wäre dabei vor allem an Rabeners Affen-Fabel zu denken aus seiner „Abhandlung von Buchdrucker-

stöcken“, die mit der Versicherung endet, dass die rohe Tiernatur sich letzten Endes doch verrät, sei sie auch noch so kunstreich überdeckt und verkleidet.⁴

Um unangefochten scharfe Gesellschaftskritik zu üben, macht Rabener sich hier die Fabel zunutze, eine didaktische Gattung, die seit dem Altertum Untaten, Missstände und Missbräuche unbedenklich bloßstellen kann, weil sie ihre Beispiele aus gesellschaftlichen Kreisen wählt, die sich weder beschweren noch sonstwie zur Wehr setzen können – also hauptsächlich aus dem Tierreich. Es ist somit kein Zufall, dass die deutsche Fabeldichtung in der Zeit des Absolutismus und der unerbittlichsten Zensur sich besonders entfaltete und als beliebtes Medium der Aufklärung eingesetzt wurde. Die Funktion des Tieres, das nicht zurück schlagen kann, überträgt die moralische Satire auf Schichten, denen gleichfalls Macht und Einfluss fehlen. Daher traf „Rabeners Spott [...] nur die mittleren und unteren Stände des deutschen Volkes, die kleinen Adligen, Dorfjunker und Patronatsherren, Dorfpfarrer, Schullehrer und Hofmeister, Subalternoffiziere, Advokaten, Dorfrichter, Sekretäre, Bewerber um eine Ratsherrnstelle, gelehrte Pedanten, bettelnde Gelegenheitsreimer, unterwürfige Gratulanten, drängende Geldmäkler, heiratslustige Mädchen und Witwen oder alte Jungfern aus bürgerlichen Familien“.⁵

Dem Vorwurf, dass diese Strategie Mangel an Kampfgeist und Freimut beweise, begegnete Lichtenberg mit triftigen Gründen:

„Warum schreibt man bloß Satyren gegen die Gelehrten und nicht auch gegen andere Leute? Antwort: aus derselben Ursache warum die Ärzte wenn sie die Bewegung des Herzens und der Gedärme zeigen wollen keine Studenten aufschneiden sondern Hunde. Ich wollte daß der der so fragt den ersten Versuch machen müßte. Geht hin und schreibt einmal eine Satyre auf den regierenden Kammerdiener oder den Favorit-Bastard oder eine Mätresse oder einen Oberförster, doch von Satyren will ich gar nicht einmal reden, sagt selbst die Wahrheit“ (D 633).⁶

Dass jemand diese Herausforderung angenommen hätte, ist nicht bekannt, und selbst in dieser privaten Notiz verfolgt Lichtenberg die gleiche satirische Strategie wie Rabener und setzt statt der höchsten Herrschaften untergeordnete Angestellte und Beamte ein.

Am zugänglichsten und unter heutigen Verhältnissen ansprechendsten sind Rabeners „Versuch eines deutschen Wörterbuchs“ (1746) und sein anschließender „Beitrag zum deutschen Wörterbuch“. In Deutschland musste man sich damals immer noch mit einer Übersetzung von Pierre Bayles „Dictionnaire historique et critique“ begnügen, auf das daher auch Rabener in seinen einleitenden Worten hinweist.⁷ Schon der Vorschlag zu einem deutschen Wörterbuch enthielt daher einen deutlichen ironischen Kommentar zur exklusiven Benutzung des Französischen in den höheren Ständen und zur Ausrichtung auf alles Französische, eine Mode, die Rabener dann auch bei seinen Wortdefinitionen immer wieder satirierte. Dabei griff er nicht die französische Sprache und Kultur als solche an,

sondern alle diejenigen, die sich betont am Ausland orientierten und sich dazu in der Verachtung ihrer eigenen Muttersprache gefielen.

Rabeners Vorschlag war keineswegs lexikalisch konzipiert, obwohl er gleich zu Anfang in seiner kurzen Vorrede (23) erklärt, sich vorgenommen zu haben, „durch gegenwärtigen Versuch den Plan zu einem vollständigen deutschen Wörterbuche zu entwerfen“. Dass dieser Plan jedoch nur darauf abzielt, Lug und Trug im Gesellschaftsleben aufzuzeigen und zu demonstrieren, wie Sprache statt zu ehrlicher Kommunikation, zu Täuschung und Verschleierung missbraucht wird, enthüllt bereits der nächste Satz, in dem Rabener feststellt, „daß viele deutsche Wörter so unbestimmt sind, daß oftmals derjenige, der sie braucht, etwas ganz anders dabei denkt, als er eigentlich denken sollte; und derjenige, der sie hört, wird, wo nicht gar betrogen, doch leicht irre gemacht“. Es geht also bei „Versuch“ und „Beitrag“ nicht darum, „die wahrhaften Bedeutungen der Worte festzustellen“, wie Rabener dort (aber eben ironisch) behauptet, sondern ganz im Gegenteil, ihren Missbrauch bloßzustellen und damit die Missstände und Übel in der Gesellschaft.

Die generische Grundlage der Satire – der Vergleich einer traurigen Wirklichkeit mit dem erhofften, erstrebenswerten Ideal – entsteht einerseits durch den allgemein bekannten und in den gebotenen Proben nicht weiter ausgeführten Wortsinne, andererseits durch seine Pervertierung zu unlauteren Zwecken. Obwohl Rabener seine Gedanken scheinbar „offenherzig“ und ohne jemanden beleidigen zu wollen darlegt, weist er doch schon in der Vorrede auf die Hintergründigkeit seiner Ausführungen hin, indem er betont: „Von der Einrichtung dieses Wörterbuchs habe ich nicht nötig, etwas weiter zu erinnern. Aus denen Proben, welche ich davon liefere, wird man meine Absicht deutlicher sehen können.“ Die Auswahl der Worte lässt dann keinen Zweifel daran, dass Rabeners Angriffe nicht nur den harmlosen Kreisen gelten, welche ihm die negativen Beispiele liefern.

Bei wesentlich veränderten öffentlichen Zuständen ist es unvermeidlich, dass Rabeners verschleierte Sarkasmen nicht mehr unmittelbar zünden und dass die gewählten Worte inzwischen zum Teil ihre Bedeutung eingebüßt oder verändert haben. So gleich das erste: *Kompliment*. Rabener zählt es rundheraus „unter die nichtsbedeutenden Wörter“ und stellt sich damit eindeutig gegen die herrschende Unsitte übertriebener Titel und Anreden, wie sie mit kleinlichster Strenge jedem Amt entsprechend gefordert wurden. Hinter dieser Verurteilung darf man aber auch seine Ablehnung der Zustände suchen, welche Titelsucht auf der einen Seite und Unterwürfigkeit auf der anderen bedingen und ein unnatürliches Verhältnis zwischen den verschiedenen Ständen erzwingen. Dieselbe Titelinflation satirisiert Lichtenberg, indem er ihre hohle Gehaltlosigkeit durch Aufreihung und Steigerung bloßstellt: „Hoch-, Höher-, Höchst-Edelgeborner, Wohl-, Besser-, Bestgeborner Herr“ (L 145), oder noch zusätzlich durch das Missverstehen der Ungebildeten, wie in den Entwürfen zum „Brief der Dienstmägden“, wenn sich die „gantz gehorsamste Katerine“ als „HochEdelgebohrne Dinerin“ (E 323) bezeichnet. Rabener erwähnt solche für die große Welt geprägten Anreden nicht.

Seine Beispiele sind aus dem kleinen Leben genommen, entsprechend steigert er: „Unterthäniger Diener; ganz unterthäniger Diener; unterthänigster Diener“, und merkt an, dass zwar solche Komplimente „nach der wahren Methode der heutigen Welt artig und gallant sind“, aber im Grunde nichts bedeuten. Was er lächerlich machen und damit unterminieren will, sind nicht nur die überspannten Formeln, die im Verkehr mit Vorgesetzten und jedweder Person von Rang unumgänglich geworden waren, sondern vielmehr der Anspruch auf unverdiente und übertriebene Verehrung, der sich in solcher Titulierung ausdrückt, und die Demütigung, die sie niedriger Gestellten aufzwingt. Mit der Feststellung, dass solche Komplimente im Grunde nichts bedeuten, tritt Rabener für Gleichheit, Brüderlichkeit und wahres Verdienst ein, ohne sich politisch zu exponieren. Gleichzeitig erreicht er auch durch Beispiele aus dem gewöhnlichen Alltagsleben die Universalität, welche die moralische Satire der Aufklärung anstrebte: Sie richtet sich nicht gegen einzelne Personen oder Vorkommnisse, sondern greift allgemeine Fehler an, die sich je nach den Umständen in verschiedener Weise in allen Ständen und Lebenslagen manifestieren. Lichtenberg formuliert diese Einsicht der Aufklärung mit einprägsamer Metapher: „In den kleinen alltäglichen Pfenning-Begebenheiten steckt das moralische Universale eben so gut als in den großen wie die wenigen Adepten wohl wissen“ (B 195).

Wo die Zensur zu einer möglichst unverbindlichen Ausdrucksweise zwingt, ist Ironie das beste Mittel der Rhetorik, um sich ungefährlich, aber dennoch für Gleichgesinnte verständlich auszudrücken. Dazu ist nötig, dass die Leser unter der arglosen Verkleidung die wahren Absichten erkennen. Einen diesbezüglichen Hinweis gibt Rabener, wenn er einfach frischweg behauptet, dass in alten Zeiten das Wort Eidschwur nicht oft vorkam, weshalb man damals glaubte, „ein Eidschwur sei etwas sehr Wichtiges“. Inzwischen sei das Wort aber zu einem Kompliment geworden, „das man Gott macht“, und „etwas eidlich versichern, heißt an vielen Orten soviel, als eine Lügen [sic] recht wahrscheinlich machen“. Unter anderem kritisiert Rabener auch religiöse Scheinheiligkeit, wenn er feststellt: „Seinen Eid brechen, will nicht viel sagen, und wird die Redensart nicht sehr gebraucht. Auf der Kanzel hört man sie noch manchmal; aber eben daher kömmt es, daß sie so geschwind vergessen wird.“ Matrosen und Musketiere dienen als Beispiele für solche, die bei Gott und dem Teufel schwören, dazu ein ganz junger Offizier, der es aber nicht unter tausend Teufeln tut, weil er aus altem Adel ist. Durch solche kleine Seitenhiebe werden die Überlegungen auf höhere Stände gelenkt, dazu auch durch die Mitteilung, dass Ehebrecher und andere Meineidige besonders in großen Städten als Leute gelten, die zu leben wissen, und dass sich solche Sitten auf kleinere Orte auszubreiten beginnen, wo man es auch bald den Franzosen gleichtun wird.

„Ewig“ wird als dehnbare Begriff definiert, sowohl in der Ehe und Liebe als auch bei Freundschaften. Einen ewigen Frieden schließen bezeichnet Rabener als einen Gallizismus, weiter nichts als auf gut deutsch ein Waffenstillstand, „welcher nicht länger dauert, als man seinen Vorteil dabei hat“. Rabener ergeht

sich bei der Ausführung aber nicht nur in Allgemeinplätzen, wie es fast scheinen könnte, sondern er kritisiert auf diese Weise die Heuchelei und Verderbtheit des öffentlichen Lebens, die Oberflächlichkeit des Rokoko und die herrschenden Modekrankheiten.

Um sich von seiner Satire zu distanzieren und sich damit vor allerhöchster Ungnade zu schützen, vermeidet er aus gutem Grund, einen Mächtigen zu nennen. Wenn er dagegen Gelehrte rügt, die sich sich ohne wirkliches Verdienst und nur durch Vielschreiberei verewigen wollen, so steht es dem Leser frei, solches Benehmen auch auf andere Kreise und Lebensbereiche zu übertragen. Rabener stellt sich mit dieser Strategie in die lange Tradition der Gelehrten satire, die es seit der Antike erlaubt, an ungefährlichen Beispielen Untugenden anzugreifen, die sich unschwer auch in höheren Schichten nachweisen lassen. Der Spott ist dabei so allgemein gehalten und die Interpretationsmöglichkeiten so offen gelassen, dass Lazarowicz sogar mit einem Lichtenberg-Zitat von „Beleidigungen des Verstandes und Witzes“ (B 226) spricht.⁸ Die Klage, „man solle nicht bloß Satyren gegen die Gelehrten schreiben“ wurde schon im 18. Jahrhundert laut, aber Lichtenberg verteidigt den althergebrachten Brauch mit wohl begründeten Argumenten und der Aufforderung an alle, die sich davon nicht überzeugen lassen wollten, es doch einmal mit einer weniger indirekten Methode zu versuchen und sich selbst offen dem Zorn der Despoten auszusetzen (D 633).

Für „ehrwürdig“ gibt Rabener vor, nicht die wahre, altbekannte Bedeutung erklären zu wollen, da das wirklich Ehrwürdige zu erhaben sei, um in seinem Wörterbuch Aufnahme zu finden – auch dies einer der mehr oder minder versteckten Hinweise auf die rechte Lesart seiner Wortdefinitionen. Stattdessen erklärt er „ehrwürdig“ in einem angeblich „figürlichen Verstande“ und behauptet, es bedeute „soviel als schwarz, und ein ehrwürdiger Mann so viel als ein Mann in einem schwarzen Rocke“. Die Kleidung steht hier, wie so vieles in seinen Abhandlungen, als pars pro toto, denn Geistlichkeit und Beamtschaft trugen Schwarz, allerdings nur in den niedersten Rängen, die unbedenklich kritisiert werden konnten. Rabener bemerkt also, dass ihm Leute bekannt seien, die als ehrwürdig bezeichnet werden, obwohl nicht das geringste Ehrwürdige an ihnen zu finden sei, außer eben der schwarzen Kleidung – nämlich ihrem Amt. Gleichfalls durch Kleidersatire äußert sich Lichtenberg im selben Sinn: „So sagt man jemand bekleide ein Amt, wenn er von dem Amt bekleidet wird“ (F 426). Auch hier der Hinweis darauf, dass der so Bekleidete die Würde nicht verdient. Rabener beteuert, er könne solche Leute „mit Namen nennen, aber das ist überflüssig“, denn sie „werden sich bei der Lesung dieses Artikels selber nennen“, und fordert damit auf, seine Anregungen mit eigenen Erfahrungen abzurunden und auch auf Persönlichkeiten zu übertragen, die ihm die Zensur zu nennen verbietet. Mit dem Hinweis, „daß man tändeln, eitel thun und lächerlich sein kann, ohne einen Stock, eine Schnupftabaksdose und Manschetten zu haben“, weitet er seine Satire geschickt auch auf die höheren und besser situierten Schichten aus, ohne sie im Geringsten direkt anzugreifen. „Ein ehrwürdiges Amt [zu] bekleiden“, defi-

niert er als eine Stellung zu haben, die es erlaubt, „Fehler öffentlich zu verdammen, welche man zu Hause selbst thut, und welche von anderen nicht getadelt werden dürfen“, und er schließt mit der vorsichtig eingeschränkten Erklärung: „Ein ehrwürdiges Amt suchen, heißt in manchen Parochieen so viel, als des gnädigen Herrn Kammermädchen heiraten.“ Der unverbindliche Begriff „Kammermädchen“ lässt sich unschwer ausweiten und auf fragwürdigere Beziehungen in allerhöchsten Schichten übertragen. In gleicher Weise darf man auch bei Lichtenberg den Begriff „Kammerdiener“ erweitern (A 119. D 633. E 187. E 349. L 4). Zwar lenkt der Satiriker sein Publikum durch solche polysemischen Periphrasen auf von der Zensur nicht geduldete Betrachtungen, muss ihm aber dann im Einzelnen selbst überlassen, die entsprechenden Verbindungen zu konstruieren.

Zu dem Stichwort „gelehrt“ führt Rabener weitere Beispiele aus der politisch neutralen Studierstube an. Diesmal variiert er aber die herkömmliche Gelehrtensatire, indem er nicht den überstudierten, unterbesoldeten und hart bedrängten Akademiker in den Mittelpunkt stellt, sondern Bewunderer der Belesenheit, die sie unkritisch mit Weisheit, Wissen und Vernunft identifizieren. Ironisch setzt er sie ins Recht und urteilt dagegen mit rhetorischer Inversion Beurteiler ab, die zum Beispiel „nicht einmal alle diejenigen für Gelehrte wollen gelten lassen, welche Bücher geschrieben haben“. Mit gespielter Unmut ruft er aus: „Es fehlt wahrlich weiter nichts, als daß man noch von einem Gelehrten fordert, daß er bescheiden, ohne Eigenliebe und ebenso tugendhaft als philosophisch sei. Verlangt man noch dieses, was für ein kleines Häuflein wird aus unserer großen gelehrten Welt werden?“ Wo man solche Maßstäbe anlegen wollte, deutet er an, müssten viele Amt und Würden verlieren und verhungern. Hierzu Lichtenberg: „Es ist heutzutage Mode geworden, das Bücherschreiben als den Endzweck des Studierens anzusehen, daher studieren so viele, um zu schreiben, anstatt daß sie studieren sollten, um zu *wissen*“ (B 284).

Rabener verwahrt sich nachdrücklich gegen den Vorwurf, so etwas herbeiführen zu wollen, ganz besonders, weil er vorgibt, genug Beispiele von solchen Leuten in seiner eigenen Familie zu finden. Immer wieder stellt er sich selbst oder seine Nächsten als Beispiel auf, ein Kunstgriff, mit dem er sich vom Verdacht befreit, auf öffentliche Zustände anzuspähen oder die Mächtigen verurteilen zu wollen. Kiesel und Münch erklären es sogar als die „einzig mögliche Schutzmaßnahme“ gesellschaftskritischer „Autoren der obrigkeitlichen Zensur durch Selbstzensur vorzubeugen und durch den Verzicht auf vordergründig anstößige Stellen die Zensur zu unterlaufen“.⁹

Entsprechend berichtet Rabener von einem Onkel, der sein Leben mit dem eifrigen Auffinden von kleinen Fehlern in den Werken großer Schriftsteller verbringt; ein Vetter gilt als Rechtsexperte, weil seine Vorfahren als Juristen wirkten; ein Freund, obwohl er nichts gelernt hat, weil sein Vater für seine Ausbildung große Summen ausgab. Ein Neffe fühlt sich als Münzenkenner und ist dadurch in „heftige Verbitterung mit einem andern auch so gelehrten Manne geraten“, sodass „die Heftigkeit zum Höchsten getrieben wurde, und letztlich

eine ordentliche Zerrüttung unter ihrer Familie entstand“. Was als bürgerliche Familiengeschichte wenig Anteil erwecken kann, gewinnt bedeutend an Interesse, sobald man die Verhältnisse ins Staatsleben überträgt und über die kleintlichen und selbstsüchtigen Anlässe nachzudenken beginnt, die zu Kriegen und Völkerfeindschaft führen, und über den nachhaltigen Hass, der sich aus ihnen auf allen Seiten entwickelt. Lichtenberg betont dieselbe Gleichsetzung in der Bemerkung: „Überhaupt finde ich eine große Ähnlichkeit zwischen beider Gelehrten Eifersucht, und der zwischen König Franz I. von Frankreich und Kaiser Karl dem V.“ (E 88).

Rabener weist auf diese Bedeutungsebene ausdrücklich hin mit der Behauptung eines nahen Veters, von Kardinal Mazarin abzustammen. Die diesbezüglichen Forschungen, mit denen sich dieser Verwandte angeblich beschäftigt, ermöglichen dann verschiedene politische Seitenhiebe, die durch den längst aus dem Blickfeld der Öffentlichkeit verschwundenen Kardinal Mazarin (1602-1661) genügend in zeitliche Ferne gerückt werden, sich aber unschwer auf zeitnähere Zustände übertragen lassen.

Für „Menschenfeind“ lässt Rabener zwar die landläufige Definierung gelten, behauptet aber zusätzlich, dass Menschenfeinde Leute sind, „*welche die Wahrheit sagen*“. Vieldeutig fügt er hinzu: „ein häßliches Laster, wodurch man die glückselige Einbildung anderer Leute stört und zugleich sein eigenes Glück hindert!“ Den ganzen Abschnitt bestimmt rhetorische Inversion, die Umkehrung gerade dessen, was wirklich gemeint ist. Für viele Leser und Leserinnen war zudem sicher die Anspielung auf die im 18. Jahrhundert akzeptierte und besonders noch durch Fielding betonte Theorie des Humorvollen verständlich, wenn Rabener behauptet: „Unter diesen satirischen Menschenfeinden halte ich diejenigen für die unerträglichsten, welche mit lachendem Munde das Thörichte an den Menschen entdecken“.¹⁰

Als Exempel bietet er wieder sich selber an, sichert sich aber nicht nur durch den Konjunktiv ab, sondern schreibt auch alle Untaten einem ganz unverfänglichen, unbekanntem, exotisch benannten Missetäter zu, wobei es der Leserschaft frei steht, sich bekanntere Namen vorzustellen. „Ein Menschenfeind würde ich sein“, bekennt Rabener ironisch, „wenn ich sagen wollte, daß Neran unter dem Vorwande seiner obrigkeitlichen Pflicht Ungerechtigkeiten ausübete, die Bürger um ihre Nahrung brächte, mit dem Schweiß gedruckter Unterthanen wucherte, die Seufzer der Witwen wider sich reizte und das Vermögen verlassener Mündel an sich risse“. Zwar wäre es reine Wahrheit, aber Neran dies vorzuhalten, wäre Unrecht; denn, so begründet Rabener seine Zurückhaltung: „ich mag keines Menschen Feind sein“. Wenn er aber hinzufügt, dass er ihn stattdessen einen „Vater des Vaterlandes“ und einen „Priester der Gerechtigkeit“ nennt, dann drückt er seine Meinung dennoch deutlich aus und kritisiert die beiden Stände, Herrscher und Geistlichkeit, die von der Satire entschieden auszunehmen waren.

Über „Pflicht“ weiß Rabener zu sagen, dass „in öffentlichen Geschäften“ die Worte „Pflicht, Amtspflicht, treue Pflicht, Pflicht und Gewissen“ bei manchen

„eine gewisse Art Formeln“ sind, hinter denen sich Heuchelei und Eigennutz verbergen. Dementsprechend erläutert er verschiedene Redensarten, wie „einen in Pflicht nehmen“ oder „es läuft wider meine Pflicht“, jedoch vorsichtshalber nur im Allgemeinen und nur mit richtungsweisenden, aber flüchtigen Anmerkungen zu besonderen Fällen.

Hernach handelt Rabener vom „Verstand“, schränkt aber seine Wortdefinition gleich mit dem Vorbehalt ein, dass er nicht für Fachleute schreibe, „sondern für die große Welt, und in der großen Welt heißt Verstand so viel als Reichtum“, und folglich ist ein Mensch ohne Verstand „nichts anders als ein Armer“. Seine Satire richtet sich also gegen Zustände, in denen die Menschen lediglich nach ihrem Besitz beurteilt werden und Unbegüterten im Staat kein Mitspracherecht, ja kaum ein Recht überhaupt zugebilligt wird. Von diesem scharfen Ausfall lenkt er aber sogleich wieder begütigend ab durch Beispiele aus dem unverbindlichen Alltagsleben: das reiche Mädchen, das für verständig gilt; der Mann, dem allgemein guter, natürlicher Verstand zugebilligt wird, weil ihm eine reiche Erbschaft zufiel. Zum Schluss behauptet er gar vielsagend: „Ich bin der Dümme eben nicht, denn ich habe auch etwas wenig von Vermögen, und dieses hat mir Gelegenheit gegeben, durch eine dreißigjährige Erfahrung die verschiedenen Grade des Verstandes kennen zu lernen.“

Die an Addison geschulte moralische Satire will vor allem zum Nachdenken anregen und durch Aufklärung Besserung in allen menschlichen Beziehungen erreichen. Sie handelt deshalb nicht nur aus Gründen der Zensur von den einflusslosen Gliedern der Gesellschaft, sondern auch aus der Überzeugung heraus, dass die menschlichen Fehler und Untugenden, die sich bei den Großen so katastrophal für die Gemeinschaft auswirken können, im kleinen Kreis genauso bestehen, wenngleich sie dort weniger weitreichende und verheerende Folgen nach sich ziehen; sie will also nicht Umsturz erzeugen, sondern allgemein bessernd wirken. Die moralische Satire ist daher keine unmittelbare Angriffswaffe, weder im politischen Kampf noch für besondere Fälle oder gegen bestimmte Persönlichkeiten. Sie will nicht niederreißen, sondern aufbauen in der Überzeugung, dass alle Menschen ähnlich veranlagt sind und daher alle die Möglichkeiten zum Guten wie zum Bösen in sich tragen. Demnach kommt es nicht darauf an, die herrschenden Klassen zu stürzen, sondern darauf, die herrschenden Übel auf allen Ebenen einzudämmen und abzustellen. Die moralische Satire will nicht nur die Regierenden und die von ihnen verursachten Zustände bessern, sondern auch die Regierten; sie will den allgemeinen Umgangston heben und der praktischen Vernunft auf allen Gebieten zum Durchbruch verhelfen. Dieser Zug kam entschieden der Notwendigkeit entgegen, Satiren zu verharmlosen, damit sie überhaupt gedruckt werden konnten. Nur dadurch war es möglich, die Zensur zu täuschen und die didaktischen Ziele der moralischen Satire zu erreichen: die Diskrepanz zwischen der anerkannten Moral und dem wirklichen Benehmen anzuprangern, kritisches Denken zu stimulieren und damit Besserung anzubahnen.

Auf letzteren Zweck weist Rabener in seiner knappen Einführung ausdrück-

lich hin mit der Bitte an seine Landsleute „um ihren Beitrag zu diesem Wörterbuche“, denn, so behauptet er: „Für mich allein ist dieses Werk viel zu groß und wichtig.“ Fiktiv ist natürlich die Behauptung, dass er der gelehrten Welt diese Aufgabe deshalb anheim stelle, damit er „dieses wichtige Werk durch ihre Beihilfe, sobald nur möglich, zustande bringen könne“. Bei seiner Auswahl und Behandlung der einzelnen Wörter kann an ein systematisches Wörterbuch nicht gedacht sein, sondern nur an fragmentarische Anregungen, die gerade durch ihre Unvollständigkeit zum Nach- und Weiterprüfen anregen sollen.

Zunächst lieferte Rabener selbst einen weiteren „Beitrag zum deutschen Wörterbuche“, und zwar über das Wort „deutsch“, das er als Schimpfwort bezeichnet.¹¹ Als Beweis führt er die Verachtung der Franzosen und deutschen Französlinge für alles Deutsche an und die herablassende Bezeichnung „deutscher Michel“ für Leute, die sich befleißigen, gut Deutsch zu reden und zu schreiben. Er wendet sich auch gegen die Vorherrschaft des Lateinischen in gelehrten Kreisen und greift die Fremdsprachen-Herrschaft nicht nur deshalb an, weil sie das Einheimische herabsetze, sondern vor allem auch, weil sie künstliche Schranken in der Bevölkerung aufrichte und falsche Begriffe von Wissen und Bildung schaffe. Seine Beispiele nimmt er, um keine Angriffsmöglichkeit zu bieten, aus einer angeblich alten Chronik und zudem von einem namenlosen jungen „Herrchen von Profession“. Dennoch sind seine Ziele klar und seine Angriffe unmissverständlich, besonders, wenn er damit schließt, deutsche Redlichkeit als ‚verbum obsoletum‘, als ein ausgestorbenes Wort zu bezeichnen, das höchstens noch als Provinzialismus gelten kann.

Ein weiterer Beitrag behandelt die „Fabel“. Er ist im Abdruck der „Deutschen National-Litteratur“ nicht aufgenommen, da er für den Herausgeber Franz Muncker, der auch auf die kurze Einführung der Satire verzichtete, nur „ein anfangs witziger, später aber in teilweise einförmige Beispiele auslaufender Abschnitt“ zu sein schien.¹² Gerade die einleitenden Überlegungen sind aber aufschlussreich für Rabeners Absicht, denn die Struktur seiner Satire zielt nachdrücklich auf aktives Mitdenken der Leserschaft ab. So behauptet er in seiner Vorrede: „Verschiedene meiner Correspondenten haben verlangt, ich möchte ihnen einige Wörter vorschlagen, deren Bedeutung sie untersuchen können“, und er merkt an: „Es gibt noch unzählig andre Wörter, welche wenigstens so wichtig als diese sind, und deren Wahl und Ausführung ich meinen geschickten Landsleuten überlasse.“ Es folgen in alphabetischer Reihe: „Andacht, Artig, Bezaubert, Demuth, Ehrgeiz, Eifersucht, Freyheit, Geschmack, Gesundheittrinken, Gleichgültig, Großmuth, Ich, Körnigt, Kunstrichter, Rangstreit, Scherzhaft, Sparsamkeit, Unpartheyisch, Unschuld, Witz“, eine anscheinend willkürliche Auswahl, deren Zusammenhang aber in ihren satirischen Auslegungsmöglichkeiten zu suchen ist und die aus dieser Sicht auch heute noch mannigfachen Stoff zum Nachdenken bieten kann.

„Fabel“ definiert Rabener zweifach. Soweit sie von Tieren oder Dingen handelt, geht er nicht weiter auf sie ein. Ihn interessieren Erzählungen, welche, wie er

ironisch anfügt, „zwar möglich, aber nicht wahrscheinlich sind“. Seine Beispiele wählt er aus der privaten Sphäre der Liebe und der Gattentreue, wobei er sich durch Hinweis auf Ovids Bericht von „Pyramus und Thisbe“ absichernde Distanz verschafft. Es folgen fünf kurze Berichte: über einen betrubten Witwer, eine reiche, gute Witwe, einen freigebigen, bescheidenen und selbstlosen Reichen, einen Dichter, der nur der Wahrheit dient, wobei die Pointe nicht in dem zum Teil fast hausbackenen Text liegt, sondern in den entgegengesetzten Gedanken, die sich aus einer satirischen Perspektive ergeben. Als Letztes zieht ein Nachruf in seiner nur wenig übertriebenen Überschwänglichkeit die Sitte ins Lächerliche, Verstorbene kritiklos zu preisen.¹³

Trotz Rabeners beachtlichem literarischem Erfolg trat außer ihm niemand mit einem weiteren Wörterbuch-Beitrag an die Öffentlichkeit. Lichtenberg griff den Gedanken auf, indem er zum Beispiel vorschlug: „Hinten könnte ein Wörterbuch angehängt werden, das einige Ausdrücke erklärte, als z. E. Kandidaten-Prose, worin viel Satyre angebracht werden könnte“ (E 277). Nur von ihm ist auch bekannt, dass er wirklich einige Zusätze entwarf, die aber erst aus seinem Nachlass veröffentlicht wurden unter dem Titel: „Beiträge zu Rabeners Wörterbuche“.¹⁴

Die Anregung dazu kam wohl von der zehnten Auflage der Satiren Rabeners in dessen Todesjahr 1771; von einem ernst gemeinten Beitrag zu einem umfassenden Werk kann also gar keine Rede sein. Vielmehr handelt es sich um Wortanalysen im Sinne Rabeners, die in ähnlicher Weise Bedeutung und Gebrauch einander gegenüberstellen und dadurch Heuchelei und Falschheit aufdecken. Lichtenberg bezieht sich nicht auf Rabeners Vorschläge, sondern beginnt mit dem scheinbar unbedeutenden *Aber*, das er bescheiden als „ein kleines, aber bei der heutigen Tages so sehr florierenden Medisance unentbehrliches Wörtgen“ bezeichnet (SB 3, 502). Es möchte scheinen, als habe er Rabeners Kampf gegen französische Sprachmode nicht beherzigt, doch in Lichtenbergs Gebrauch drückt sich bereits in dem Fremdwort gezielte Satire aus, denn für ihn gibt das Französische „die deutsche Idee mit einem Zusatz von Wind, oder in der Hofbedeutung“ (E 335). Er nützt also den hämischen Klatsch in der so genannten guten Gesellschaft, von dem er in dem kurzen Artikel launig berichtet, um das Unheil anzuprangern, das in allen Schichten aus Neid und Bosheit entsteht und, wie der Ausdruck „Hofbedeutung“ anzeigt, nicht zuletzt auch in den regierenden Kreisen. Ähnlich urteilt E. T. A. Hoffmann über das scheinbar so harmlose Wort, „daß die mehrsten recht darauf erpicht sind, dem Ruhm irgendeines hochbegabten Mannes ein bedenkliches *Aber* hinzufügen zu können und dies *Aber* irgendwo aufzufinden wissen, sollte es auch in ihrer eigenen Einbildung ruhen“.¹⁵

Es geht Lichtenberg also um Korruption und die Herabsetzung des wahren Verdienstes und um die Hohlheit und Unaufrichtigkeit im Gesellschaftsleben auf allen Ebenen, wobei er noch zum Abschluss auf die versteckteren, „feineren *Aber*“ hinweist und die Frage stellt, ob solche Hinterhältigkeiten „christlicher, menschfreundlicher“ seien als die groben, offensichtlichen. Ein vielsagender Gedankenstrich beschließt den Absatz. Als Nächstes behandelt er *Afterreden*, und

wieder führt er bezeichnenderweise sofort ein Fremdwort ein, mit dem er auf höhere Kreise abzielt, indem er erklärt: „*Afterreden*, oder, in einem vornehmern Ausdruck, *Medisieren* ist eine moralische Modekrankheit dieses Jahrhunderts der verfeinerten Sitten; eine sittliche Pest kleiner Seelen, und auch oft solcher, die sich für groß halten.“ Ähnlich wie in der Abhandlung über *Aber*, jedoch stärker und mit mehr Nachdruck, wendet sich Lichtenberg hier gegen Lug und Trug und beklagt den Verfall aufrichtiger Rechtschaffenheit. Um die Wahrheit „in einer Welt voll Lästere zu finden“, klagt er, „dazu braucht man mehr Licht als einst jener griechische Philosoph, da er Menschen suchte“.¹⁶ Mit solchen Seitenbemerkungen weist er auf die von der Aufklärung betonte Universalität menschlicher Eigenschaften hin und zugleich auf die Schwierigkeit, Fehler und Laster auszurotten.

Zuletzt beschäftigt sich Lichtenberg mit *Instinkt*, den er „als innerlichen Trieb“ bezeichnet, „etwas zu tun oder zu lassen, den die Natur in ein Geschöpfe gelegt hat“. Zunächst scheint es sich um eine ganz zufallsbedingte Wortwahl zu handeln. Die Verbindung zwischen den drei satirischen Lexikon-Lemmata ergibt sich aber aus der Gegenüberstellung des natürlichen Instinkts, wie er das Handeln von Tieren beherrscht, mit dem verkünstelten und daher falschen Benehmen der Menschen. Während Tiere, so erklärt Lichtenberg, nichts unternehmen, was nicht ihrem eigenen Nutzen und dem ihrer Gattung zugute kommt, lässt sich die Menschheit zu Taten hinreißen, die nichts als Unheil zur Folge haben. „Selbst Raubtiere“, so umschreibt er diese Gegenüberstellung sachlich und neutral, haben „keinen von der Natur ihnen eingepflanzten Trieb zur Grausamkeit, oder andere Tiere umzubringen“, es sei denn von Hunger getrieben. Andere Tiere zu töten, erklärt Lichtenberg entschieden für naturwidrig und nicht im Plan der Schöpfung vorgesehen, „denn Naturtriebe im Zaum zu halten, dazu gehört Vernunft, und zwar eigne Vernunft, nicht die Vernunft des Leiters, wenn der auch immer welche hätte“. Wie so oft präsentiert er seine Meinung in der Verkleidung einer behutsamen Frage: „Wäre es nicht gegen die Weisheit des Schöpfers, wenn man behaupten wollte, er habe mit den Erhaltungs-Gesetzen der Natur eines verbunden, wobei das Tierreich unmöglich bestehen könnte?“

Nach diesem ernststen Appell an das Leser-Gewissen schweift Lichtenberg dann scheinbar in Nebensächliches ab mit einer Aufzählung von Beispielen, deren Relevanz nicht sofort einleuchtet. Dass die Persönlichkeiten, auf die er zu sprechen kommt – jenes Dämchen auf dem Ruhebetto, der verrufene römische Kaiser Heliogabal, ein Großtürk und unter ähnlich fernliegenden Gestalten auch verschiedene aus dem Alten Testament – nur als Vertreter ganz anderer, wenn auch ähnlicher Charaktere aufzufassen sind, ergibt sich nicht nur aus dem Genre, sondern auch aus Lichtenbergs privaten Bemerkungen. So erdenkt er sich ein zezuanisches Wunderland, in dem Satiren durchaus erlaubt sind, allerdings mit dem Vorbehalt, dass sie „sich aber auf niemanden erstrecken [dürfen] wer nach dem großen Deichbruch, so nennen sie die Sündflut, gelebt hat, und nimmt das Manifest noch 6 oder 7 Männer die vor dem Deichbruch gelebt haben aus,

auf die sich die Satyre auch nicht erstrecken darf“ (D 86). Demnach kommt es auf gehörige Distanzierung an, wenn man öffentlich unbequeme Wahrheiten bloßstellen will, eine Einsicht, derentwegen Lichtenberg verschiedentlich als „überängstlich“ bezeichnet wurde. Man schrieb das seiner persönlichen Sorge um Existenz und Karriere zu,¹⁷ es entsprach aber nicht nur den Zeitgegebenheiten, sondern auch den Genrebedingungen der moralischen Satire. Wenn also Lichtenberg Geldgier unter der Geistlichkeit anprangert, so fügt er vorsichtshalber hinzu: „Ich sage aber ausdrücklich: *in den mittleren Zeiten*; denn heutigen Tages ist es anders, und wenn es nicht so wäre, würde ich es doch sagen, um keinen Religionskrieg zu veranlassen, dessen Urheber der ärgste Feind des Staates ist.“ Auch hier also, wie bei Rabener, die ironische Darstellung des Wahrheitsprechers als Menschenfeind.

Gleichsam als sei die Sache für scherzhafte Behandlung zu ernst, wird der ironisch-satirische Ton nicht in der ganzen Abhandlung gleichmäßig durchgehalten. Er fehlt vor allem im letzten Paragraphen, der zunächst auf ein 1754 erschienenes Werk des Göttinger Professors Johann Jakob Schmaus über Naturrecht eingeht, mit dem Hinweis auf dessen vorsichtigen Grundsatz: „Nach dem absoluten Recht der Natur gibt es vielleicht keine sicherern Richtschnuren, als Triebe der Natur, denn wer nach diesen verfährt, handelt wohl der Natur nicht entgegen.“ Dass ein Mensch „bloß nach Instinkten in einem kultivierten Staate handelt“, hält Lichtenberg weder für möglich noch wünschenswert; persönliche Entscheidung kann im menschlichen Leben nicht ausgeschaltet werden. Dagegen ist er absolut überzeugt, dass ein wirklicher Bösewicht nur der werden kann, der absichtlich „gegen die Natur und ihre Vorschriften handelt“.

Wie Rabener wendet sich Lichtenberg gegen die Unnatur im Gesellschaftsleben in allen ihren Formen, wobei er im Abschnitt über *Instinkt* nicht nur im Sinn der moralischen Aufklärungssatire an den gesunden Verstand appelliert, sondern zusätzlich Lehrsätze aus der Naturlehre hinzuzieht, welche seine didaktischen Absichten deutlich unterstreichen. Was er also mit Nachdruck angreift, ist alles Widernatürliche und Unwahre in menschlichen Beziehungen, sowohl im öffentlichen wie im privaten Leben. Zwar sind seine drei kurzen Wortabhandlungen verschieden von denen Rabeners, sie verfolgen jedoch dieselbe literarische Strategie und das gleiche Ziel: Missstände bloßzustellen, lächerlich zu machen und dadurch Besserung zu bewirken.

Inwieweit die moralische, unterhaltsame Satire des 18. Jahrhunderts diese Aufklärungsabsicht verwirklichen konnte, lässt sich schwer bestimmen, weil sie sich gegen allgemeine Fehler richtet und nicht gegen spezielle, abstellbare Einzelfälle. Sie will die Grundeinstellung verändern, indem sie Fehlverhalten enthüllt und neue Perspektiven aufzeigt. Lichtenberg hat diesen richtungsweisenden Einfluss treffend beobachtet und beschrieben. „Die Komödie bessert nicht unmittelbar“, stellte er fest, „vielleicht auch die Satyre nicht, ich meine man legt die Laster nicht ab, die sie lächerlich macht. Aber das können sie tun, sie vergrößern unsern Gesichtskreis, vermehren die Anzahl der festen Punkte aus denen

wir uns in allen Vorfällen des Lebens geschwinder orientieren können“ (D 81). Indem moralische Satiren die Unmoral verächtlich machen, setzen sie gültige Richtlinien. Um diese umso einprägsamer festzulegen, sind die satirischen Wörterbuch-Vorschläge sowohl von Rabener wie auch von Lichtenberg möglicherweise deswegen als Fragmente konzipiert, weil sie gerade durch ihre Unvollständigkeit zum Nachdenken anreizen und zum Weitergestalten dessen, was der Autor in voller Absicht aussparte und ungesagt ließ.

- 1 Z. B. Wolfgang Promies: *Die Bürger und der Narr oder das Risiko der Phantasie. Sechs Kapitel über das Irrationale in der Literatur des Rationalismus*. München 1966, 126: „den bedachtsamen Satyr eines gutbürgerlichen Rabener“; 286: „gelindes Satirisieren wie das eines Rabener“; 297: „die gelinde und undeutliche Manier Rabeners“. – Vgl. zum Thema bereits Rudolf Jung: *Wörterbücher in satirischer Absicht von Liscow, Rabener und Lichtenberg*. In: *Das 1. Lichtenberg-Gespräch in Ober-Ramstadt 1972*. Hrsg. von Karl Dehnert. Ober-Ramstadt 1974, 37-46.
- 2 Maria Tronskaja: *Die deutsche Prosasatire der Aufklärung*. Berlin 1969, 43.
- 3 Peter E. Carels: *The Satiric Treatise in Eighteenth-Century Germany*. Frankfurt a. M. 1976, 145: „The topics in Rabener’s [...] treatises simply cover a dismal array of banalities“. Tronskaja (wie Anm. 2), 82.
- 4 Gottlieb Wilhelm Rabener: *Woldemar von Tzschaschlaus Abhandlung von Buchdruckerstöcken*; in: *Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes*, 1. Bd., 5. St., 1745, 51-68, worin mit Hinweis auf Swifts *Mährgen von der Tonne* satirisch erklärt wird, dass Illustrationen vorzüglich dazu dienen, über den wahren Gehalt von Publikationen zu täuschen, denn „dergleichen Buchdruckerstöcke wären nichts anderes, als was die Tonnen bey den Walfischen sind, welche man ihnen vorwirft, damit sie das Schiff in Ruhe lassen“.
- 5 *Bremer Beiträge. II: Rabener, Cramer, Schlegel, Zachariae*. Hrsg. v. Franz Muncker. Berlin o.J. [1884] (= *Kürschners Deutsche National-Literatur. Historisch-kritische Ausgabe* 44), Einleitung, 10.
- 6 Diesen Vorschlag wiederholt E 187. Zur Bedeutung des Decknamens „Oberförster“ s. Linde Katritzky: „Der Oberförster“. *Überlegungen zu Lichtenbergs assoziativen Metaphern und Synonymen*, in *Lichtenberg Jahrbuch* 1994 (1995), 202-207.
- 7 *Bremer Beiträge II* (wie Anm. 5), 24. – Pierre Bayle: *Dictionnaire historique et critique*. Rotterdam 1696-1797, 2 Bde., 1702 verbessert und erweitert, in Leipzig 1741-44 übersetzt von Gottsched in Zusammenarbeit mit u. a. Gellert und Johann Elias Schlegel. Das erste große *grammatisch-kritische Wörterbuch der hochdeutschen Mundart* veröffentlichte erst Johann Christoph Adelung 1774-86 in fünf Bänden.
- 8 B 226 wandelt den Titel einer von Johann Joachim Schwabe, dem Schüler Gottscheds, von 1741-45 herausgegebenen Zeitschrift ab, „Belustigungen des Verstandes und des Witzes“, in der Rabener zwar publiziert hatte, von der er sich aber abwandte, weil er Gottscheds literarische Fehden nicht billigte. Klaus Lazarowicz: *Verkehrte Welt. Vorstudien zu einer Geschichte der Deutschen Satire*. Tübingen 1963, 117.
- 9 Helmuth Kiesel, Paul Münch: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert. Voraussetzungen und Entstehung des literarischen Markts in Deutschland*. München 1977, 119.
- 10 *Bremer Beiträge II* (wie Anm. 5), 38. 39. – Henry Fielding formulierte seine humo-

ristisch-satirischen Theorien zuerst in der Vorrede zu *The History of Joseph Andrews* 1742 und fasste seine der Aufklärung entsprechenden Absichten dann zusammen in der Widmung zu *The History of Tom Jones, a Foundling* (1749): „I have endeavoured to laugh mankind out of their favourite follies and vices.“

- 11 *Neue Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes*. 3. Bd., 2. St. 1746, 112-18, behandelt die Worte „deutsch“ und „Fabel“; *Bremer Beiträge* II (wie Anm. 5), 43-48 enthält nur „deutsch“.
- 12 *Bremer Beiträge*, II (wie Anm. 5), 16.
- 13 *Neue Beyträge*, 1745, II, 126, 129-138.
- 14 *Beiträge zu Rabeners Wörterbuche*: SB 3, 502-07; 3K, 233-36.
- 15 E. T. A. Hoffmann: *Spielerglück*. In: *Werke*. Hrsg. v. Georg Ellinger. 7. Teil. *Die Serapionsbrüder* III. 2. Aufl. Berlin o.J. [1927], 188.
- 16 Diogenes wird nachgesagt, dass er am hellen Tag mit einer Laterne ohne Erfolg die Stadt durchstreifte, um einen wahren, gerechten Menschen zu finden.
- 17 Z. B. Franz H. Mautner: *Lichtenberg. Geschichte seines Geistes*. Berlin 1968, 58.